

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 2

Artikel: Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca
[Fortsetzung folgt]

Autor: Beder, Robert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rockes gedrückt, wo sie die Tasche fühlte. Dieses Geld in der Tasche da — Schlieben fühlte sich heftig erregt —, strafte das nicht alle Tradition von Mutterliebe Lügen?! Und doch — diese war ja so verkommen in der großen Armut, halb vertiert im harten Kampf ums tägliche Brot, daß ihr selbst die Empfindung für das Eigengeborene darin untergegangen war! Oh, welch andre Mutter würde Räte nun dem Kinde sein! Und zärtlich besorgt schob er seine Frau, die den Kleinen auf dem Arme trug, dem Ausgang zu.

Nur fort, hier war nicht gut sein!

Sie eilten. Aber auf der Schwelle wendete Räte noch einmal den Kopf. Einen Blick mußte

sie der doch noch schenken, der, die da hinten blieb, so starr und stumm. Wenn die ihr auch unbegreiflich war, ein Blick des Mitgefühls gehörte der doch noch!

Da — — — ein kurzer Schrei, aber laut, durchdringend, furchtbar in seiner erschütternden Knappheit. Ein einziger, aus Dual und Haß herausgepreßter unartikulierter Schrei.

Die Solheid hatte sich gebückt. Ihre Hand hatte das Holzbeil aufgerafft. Sie holte aus zum Wurf — blitzend flog die scharfe Schneide am Kopf der enteilenden Frau vorüber und blieb krachend im Türpfosten haften.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Beder, Buenos-Aires.

Die nachstehenden Reisebilder stammen aus der Feder eines unlängst infolge tödlicher Krankheit jäh verstorbenen Zürcher Gelehrten, der den Schweizernamen in Süd-Amerika zu hohen Ehren gebracht hat. Robert Beder, 1885 in Zürich-Riesbach geboren, widmete sich nach dem Besuch der hiesigen Lehranstalten dem Studium der Geologie und trat 1912 das Amt eines Staatsgeologen im Agrar- und Ministerium von Argentinien an. Nach zwölfjähriger erfolgreicher Tätigkeit wurde er zum Professor der Geologie und Mineralogie an der argentinischen Universität Córdoba ernannt. In beiden Stellungen erwarb er sich große Verdienste; zahlreiche wissenschaftliche Publikationen trugen seinen Namen in weite Kreise, und die argentinische Presse würdigte die Wirksamkeit des schweizerischen Forschers in sehr ehrenvollen Nachrufen. Trotz seiner außerordentlichen Erfolge blieb Beder eine bescheidene, gemütvolle und gewinnende Natur, der Schweiz und seinen heimatlichen Freunden in treuer Unabhängigkeit verbunden; ein Zeichen seiner Heimatliebe ist diese Schilderung, die er ausdrücklich für eine schweizerische Zeitschrift bestimmt hatte.

Es ist dunkel geworden, der Zug wird in wenigen Minuten in der Endstation Andalgalá einlaufen. Müde und staubbedeckt sitzen die Reisenden zwischen den aufgetürmten Gepäckstücken; die Gespräche sind verstummt, jeder denkt nur an die Seinen, die er bald begrüßen wird oder überlegt die Geschäfte, die er hier abzuwickeln gedenkt. Da hält der Zug. Im Scheine einiger Petroleum-Laternen entwickelt sich für ein paar Minuten ein reges Leben, alle Welt drängt sich um ein paar Fahrzeuge, die den Reisenden auf staubbedeckter Straße nach der fünf Kilometer weit entfernten und beträchtlich höher gelegenen Ortschaft Andalgalá bringen. Zwei Gasthäuser stehen dem Fremden zur Verfügung, nach dem Komfort frägt man nicht lange, da man ja doch nicht nach Andalgalá kommt, um das

üppige Stadtleben hier fortzusetzen. Ein Imbiß, und man geht zur Ruhe, um von der achtundvierzigstündigen Bahnhinfahrt von Buenos-Aires her sich durch einen wohlruhenden Schlaf zu erquicken.

Auf vier Monate war mein Arbeitsprogramm, die geologische Untersuchung der Gebirge zwischen dem Cerro del Aconquija im Osten und der Sierra de Gulampajá im Westen, verteilt, und da man hier nicht so ohne weiteres mit Rucksack und Bergstock losziehen kann, so mußten die ersten Tage meines Aufenthaltes für die Vorbereitungen verwendet werden, wobei ich eine Reihe von Leuten aufzusuchen gedachte, an die ich Empfehlungen brachte und die mir auch in der Folgezeit stets gerne mit Rat und Tat zur Seite standen. Es war im August, der sonnenklare kühle Wintermorgen war so recht dazu angetan, die Gegend im günstigsten Lichte zu zeigen, um jenen ersten dauernden Eindruck zu erzeugen, von welchem das persönliche Urteil über eine Landschaft so oft abhängt.

Ich schlendere vorerst über die „Plaza“ mit ihren immergrünen Orangenbäumen und kehre bei Herrn M. ein, einem Kaufmann aus Dänemark, der, wie viele andere, sich im Laufe der Zeit in seiner neuen Heimat zu ansehnlichem Wohlstand emporgearbeitet hat. Über trotzdem hat auch er zu jammern; die alten, guten Zeiten für Andalgalá seien verschwunden, da in den Kupfergruben von Capillitas ein reges Leben herrschte und lange Züge von beladenen Maultieren das Erz in die Schmelzöfen von Pilciao, Constancia und Pipanaco, südlich und südwest-



Dorfplatz und Kirche von Andalgalá.

lich von Andalgalá gelegen, brachten und Handel und Wohlstand der Ortschaft in höchster Blüte stunden.

Mein zweiter Besuch gilt Herrn L., Estanciero¹ und Weinbauer. Seine üppigen, von lebenden Hecken eingefriedigten Luzernefelder und ausgedehnten, wohlgepflegten Weinbergen reden lebhaft von seinem Fleiß und Wohlstand. Der in Andalgalá gewonnene gelb-bräunliche, schwere Wein ist für die Ortschaft das wichtigste Handelsprodukt. Bis vor kurzem wurde er, sowie der daraus gewonnene Brantwein, mit Maultieren über die Gebirge nach der Provinz Tucumán geführt und auf dem Rückwege andere Handelsartikel, vorwiegend Zucker und Tabak, aus jenen gesegneten Gefilden herübergebracht. Heute übernimmt die Bahn diesen Warenaustausch, ohne jedoch den Tropaverkehr gänzlich verdrängt zu haben.

Auch bei dem Arzte der Ortschaft, Herrn Dr. S., wird eingekehrt, um Auskünfte über die bevorstehende Reise zu sammeln. In seiner

Studierstube steht eine Menge von Töpfen, Schalen und Urnen aus den Gräbern der Einwohner vorkolumbianischer Zeit. Die Provinz Catamarca ist ganz besonders reich an Fundstellen solcher prähistorischer Schätze, die von der hohen Fertigkeit der damaligen Diaguita-Indianer in der keramischen Kunst ein beredtes Zeugnis ablegen. Eine reichhaltige Literatur über diese archäologischen Funde ist in Argentinien entstanden, die Museen von Buenos Aires, La Plata und Tucumán weisen tausende von Nummern dieser Dinge auf, und jede Kreuz- und Querfahrt eines auch nur halbwegs aufmerksamen Beobachters bringt immer wieder neue Funde zu Tage. Was aber zu solchen Nachforschungen ganz besonders reizt, ist die unendliche Abwechslung in Form und Zeichnung der Gefäße, wovon auch nicht zwei gleiche Exemplare zu bestehen scheinen.

Zum Schlusse werden noch die Herren B. in Huasán aufgesucht. Der eine dieser Herren ist ein begeisterter Ornithologe; mit sichtlichem Begegen zeigt er seine ganz vortrefflich ausgeführten Aquarellbilder der Vögel und deren Eier,

¹ Landwirt.



Beladen der Maultiere.

die in der Gegend von Andalgalá dauernd oder vorübergehend sich aufhalten. Im Laufe vieler Jahre hat er sie beobachtet und sein Material gesammelt, nach ihren Gewohnheiten geforscht und ihre Stimme in die menschliche Sprache zu übersetzen versucht. Über 180 Arten sind Herrn B. so bekannt geworden, manche von ihnen sind von hier an nur gegen den Süden zu bekannt, während wieder andere auf ihren Bügen von Bolivia her den Rand ihres Verbreitungsgebietes in dieser Gegend erreichen.

Auch die nächsten Tage waren den Reisevorbereitungen gewidmet. Beim Krämer werden die Kisten mit Mais, Reis, Bohnen, Zucker, Yerba Maté gefüllt; der Bäcker, ein behäbiger Italiener, bringt einen Saat kugeliger Brote, die mit dem Hammer zerschlagen werden müssen, ehe man sie genießen kann, so hart sind sie gebacken. Diese Sorte von Gebäck, „galleta bolla“ genannt, bleibt aber monatelang recht genießbar und ersetzt in weniger dicht bevölkerten Gegendn Argentiniens, zusammen mit einigen Abarten, das gewöhnliche Brot. — An gespannten Schnüren werden dünne Scheiben von

Rindfleisch zum Trocknen an der Sonne aufgehängt, und bevor der Abend herniedersinkt, kann man in diesen Regionen das Fleisch als starre Teile abheben; sie sind gefrorenen Bodenlumpen² nicht unähnlich. Dieses so zubereitete Fleisch, mit dem Quichua-Wort „charqui“ benannt, wird auf der Reise klein geschnitten oder im Mörser zerstoßen und bildet, aufgekocht, ein recht schmachaftes Gericht. — Bei Herrn B. in Huasán werden zwölf Maultiere gemietet und drei Knechte gedungen, zuverlässige Leute, die nun meine einzige Reisegesellschaft für ein paar Monate bilden werden. Von diesen drei Knechten oder „peones“ amtiert einer als „arriero“³; er hat die Maultiere zu besorgen und deren Ladung zu überwachen und dient hauptsächlich als Führer auf den Gebirgspfaden und ist Kenner der Wasserstellen. Den zweiten Rang nimmt der „mozo de mano“⁴ ein, der als persönlicher Gehilfe schon eine etwas einfachere Arbeit zu versehen hat, während dem „marrucho“ das Küchenwesen anvertraut ist, der

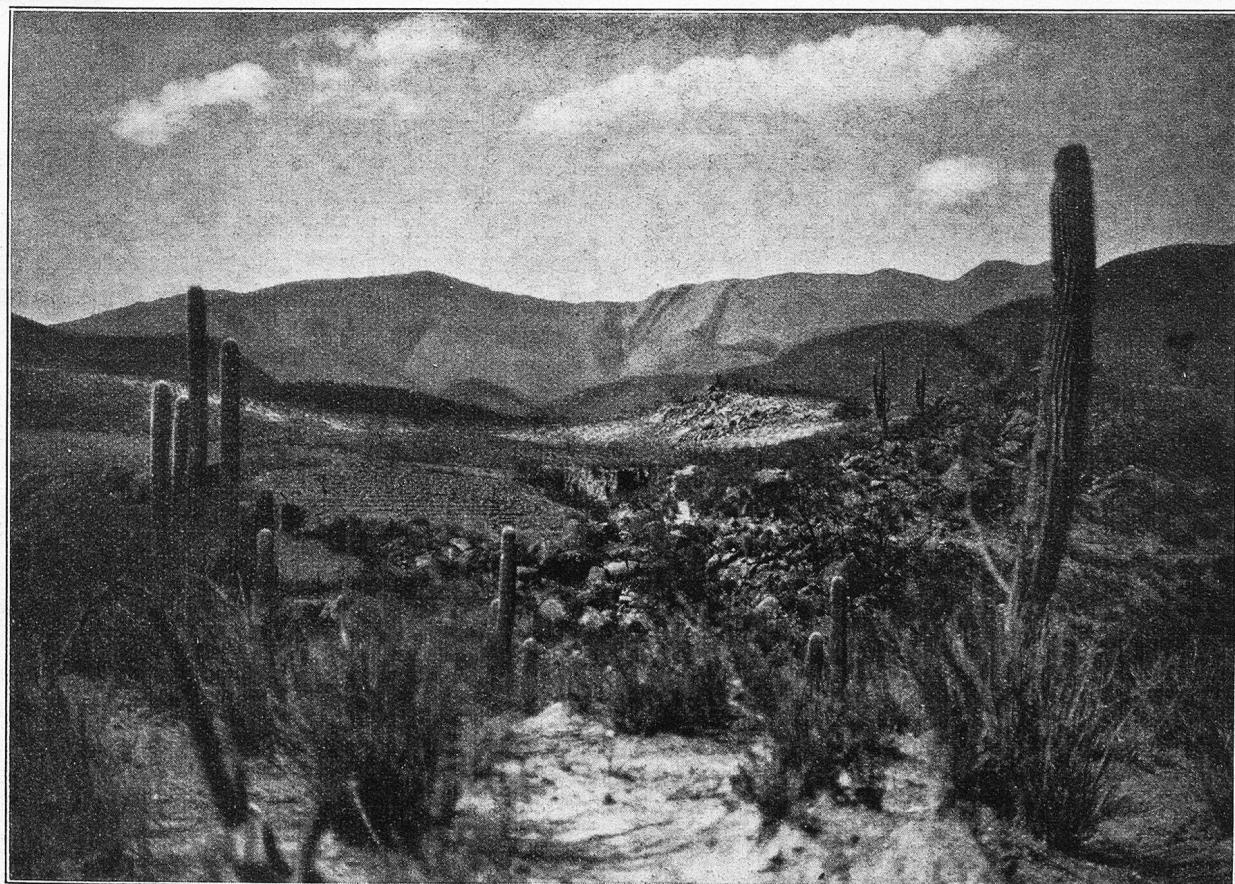
² Putzlappen. ³ Maultiertreiber. ⁴ etwa Handlanger.

gewöhnlich aber erst in das ABC der edlen Kochkunst eingeführt werden muß, wenn man nicht wünscht, daß er den Tee stundenlang aussücht oder den Reis mit derselben Methode in eine gleichförmige Masse verwandelt.

Das Verladen des Gepäckes ist keine Kleinigkeit, da die Last zu beiden Seiten des Maultieres gleichmäßig verteilt sein muß, was bei der Ungleichheit der Gepäckstücke in bezug auf Gewicht und Rauminhalt große Gewandtheit in diesen Dingen erfordert. Die Tragsättel, die im Norden Argentiniens allgemein in Gebrauch stehen, sind ganz eigenartige Dinger. Eine dachförmige, dicht mit Stroh ausgestopfte Unterlage aus Sackgewebe, in der Form etwa an den oberen Teil eines Schildkrötenpanzers erinnernd, wird auf den Rücken des Tieres gelegt, welchem man zur Vorsicht gegen allfällige Lauinen, welche diesen Tieren besonders eigen sind, einen Poncho um den Kopfwickelt. Auf die Unterlage kommt ein vierbeiniges, pyramidenförmiges Holzgestell zu liegen, das seinerseits erst das eigentliche Befestigen der Last ermöglicht. Das Merkwürdige an dieser Art von Tragsattel ist, daß er sowohl als auch das Ge-

päck nur mit gedrehten Riemen aus rohen, getrockneten Kuhhäuten befestigt wird und der ganze Apparat auch nicht eine Schnalle oder andere Teile aus Metall benötigt. Man kann darin vielleicht einen Hinweis auf das hohe Alter dieser Erfindung sehen, die sicherlich noch in die Kolonialzeit fallen dürfte und trotz allen „Verbesserungen“ der Neuzeit sich noch auf lange Jahre hinaus in dieser unveränderten, aber durchaus zweckmäßigen Form erhalten wird.

Das Reisen in den nördlichen Gebirgsgegenden Argentiniens bietet, dermaßen bequem ausgestattet, eigentlich keine Schwierigkeiten. Abgesehen von einigen Zonen mit giftig wirkenden Futterpflanzen, auf die wir noch zurückkommen werden, und dem Gebundensein an die paar wenigen Wasserstellen, behält man seine volle Bewegungsfreiheit. Pfade, wenn sie auch oft recht dürrtig sind, finden sich fast überall, oder man zieht, wie es eben gerade geht, bald direkt, bald im Zickzack auf das vorgestecchte Ziel los. Proviant wird mitgenommen, und für die Tiere findet sich fast überall freie Weide. Außerdem ist eine Ziege oder ein Schaf auf den einsamen



Im Tal von Yacochuño.

Gehöften leicht zu erstehen. Von allem Proviant aber ist der Mais der unerlässlichste, und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich dieser Pflanze eine feierliche Ode widmen. Ich mag mich nicht entsinnen, in der Schweiz den Mais als allgemein eingeführtes Nahrungsmittel gekannt zu haben, es kann sein, daß die Kriegsjahre darin eine Änderung gebracht haben, und es wäre recht, denn durch die Vielgestaltigkeit seiner Verwendbarkeit steht er kaum der Kartoffel nach. In Argentinien und speziell in den Gebirgsgegenden bildet der Mais neben etwas Fleisch für die Mehrzahl der Bevölkerung fast das ausschließliche Nahrungsmittel. Dabei tragen einige Gerichte ganz spezifisch nationalen Charakter, wie zum Beispiel der „locro“ (mit Fleisch zusammengekochte, vorher gestampfte Maiskörner), die „mazamorra“ (gequollener und gekochter Mais mit kalter Milch genossen), ferner die „humitas“ und die „choclos“, die halbreifen gesottenen Kolben gewisser Sorten; der geröstete Mais, der „ancua“, kann auf die verschiedenste Art verwendet werden. Jedenfalls ist auf solchen Reisen hierzulande das einfachste Maisgericht wegen seiner Bekömmlichkeit und Willigkeit jeder Konserve vorzuziehen, die gewöhnlich der Neuling auf den ersten Fahrten fistenweise mit sich führt.

An einem sonnigen Morgen ziehen wir aus. Vorerst geht es abwechselnd durch beschattete Wege zwischen Buschhecken, hinter denen sich bewässerte Luzernefelder ausdehnen und wiederum, hart daran angrenzend, durch trockene Schuttfelder, auf denen nur eine dürftige Vegetation der verschiedensten Kakteen sich ausbreitet, untermischt von den Büschchen der Jarilla, deren harzig duftende Blättchen sich in die Nord-Südrichtung einstellen als Schutzmittel gegen die Verdunstung. Weiter führt der Pfad in die „quebrada“, ein tobeltartig endendes Tal, dem Bächlein entlang, das hier in den unteren Regionen noch auf beiden Seiten, das heißt wenn es das Terrain erlaubt, von einem schmalen Waldbau begleitet wird. Allmählich verschwinden die Bäume, und die Felswände treten immer näher zusammen, oft völlig überdeckt von den Polstern des Chaguar, dessen stachelige, zungenförmige Blätter in jüngster Zeit zur Gewinnung von zähen Gespinnstfasern verwendet werden. Dazwischen erhebt sich das unendliche Heer hoher säulenförmiger Kakteen. Bis über Höhen von 2500 Meter sieht man diese stacheligen Büschchen Schildwache stehen, jeder von

dem andern in geziemendem Abstand. Immer weiter steigen wir hinan, die Täler weiten sich wieder, die Buschvegetation bleibt zurück, stoppelige Gräser bedecken die steinigen Abhänge.

Um zweiten Reisetage erreichen wir unser erstes Ziel, die verlassene Kupfermine „Monte Negro“. Die Gebäude sind zerfallen, der Hauptstollen ist durch einen Gewittersturzbach mit Schutt angefüllt und noch voll Wasser. Die anderen Stollen mit ihren Querschlägen hatten die erzführende Zone nicht erreicht und boten keinerlei Auskunft für mineralogische Studien, dienten jedoch abends nach meinen Streifzügen als vortreffliche Dunkelkammer. Die Ausbeutung der Mine ist wegen der hohen Transportkosten bis zu den Schmelzöfen im Tale, sowie wegen des Mangels an genügenden Konzentrationsvorrichtungen vor Jahren schon eingestellt worden, soll aber in gegenwärtiger Zeit, angeregt durch die hohen Kupferpreise, wieder an die Hand genommen werden. Etwa weiter oben am Abhange liegen große Mengen von weißen vulkanischen Tuffen und Breccien, reich durchsetzt von Eisenkies, aber ohne nennenswerten Kupfergehalt. Infolge der hohen Durchlässigkeit des Gesteines für Luft und Wasser zerfällt sich das Erz leicht zu Eisenulfat, das sich dermaßen konzentriert in dem Wasserlaufe dieses Nebentales vorfindet, daß das Wasser ungenießbar ist und in der Trockenzeit an den Ufern sich mächtige weißliche Krusten dieses Produktes ansetzen.

Einige Tage später befanden wir uns in einem etwas mehr westlich gelegenen Hochtal, in der Quebrada von Choha. Wir hatten das Campament in der Nähe der ärmlichen Bebauung eines „puestero“ aufgeschlagen, eines Bächters, der vorwiegend aus dem Ertrag einer mächtigen Ziegenherde sein Dasein bestreitet. Am Morgen nach unserer Ankunft fehlten zwei Maultiere; sie hatten sich während der Nacht von den übrigen Tieren getrennt und waren in gestrecktem Galopp wieder nach ihrem Standquartier in Huasán zurückgekehrt. Wohl hatten die Knechte des Nachts ein verdächtiges Geräusch von Hufgetrampel vernommen, doch hatten sie nicht damit gerechnet, daß die Tiere einfach über die Steinmauer hinwegsetzen würden, welche etwas unterhalb des Campaments quer über das Tal hinzieht. Dies kleine Missgeschick kommt im Beginne solcher Reisen öfters vor, wenn die Tiere nicht genügend aneinander gewöhnt sind. Leben nämlich die Maultiere län-



Das Capillitas.

gere Zeit mit einer Pferdestute zusammen, so werden sie an dieselbe so anhänglich, daß sie ihr auf Schritt und Tritt folgen. Von dieser Eigenart wird ein praktischer Gebrauch gemacht, indem der Arriero, welcher der Karawane voranreitet, eine solche Stute an einem Strick mitführt. Die „madrina“, wörtlich übersetzt die „Patin“ oder „Gotte“, hat weder Lasten noch Reiter zu tragen; man verlangt auch keine Miete für sie und berechnet außerdem die Futterrationen nur nach der Zahl der Maultiere. Des Nachts hat man dafür zu sorgen, daß die Madrina sich nicht zu weit vom Lager entfernt, und am Morgen hat man nur dem Ton der Glocke, die ihr umgehängt ist, nachzugehen, um die ganze Gesellschaft beieinander zu finden. Diesmal waren aber aus irgend einem Grunde zwei Tiere nicht genügend an die Leitstute gewöhnt, und so blieb nichts anderes übrig, als daß ein Knecht die zwei Tagereisen zurücktritt, um die Ausreißer wieder zu holen. In der Wartezeit vernahm ich eines Abends von dem Puestero, der sich zu uns ans Feuer gesetzt hatte, daß in der Entfernung von wenigen Schritten schon allerlei Tongeräte mit seltsamen Zeichnungen ausgegraben worden seien. Dergle-

chen Dinge hatte man entweder den Kindern als billiges Spielzeug überlassen, oder sie waren als Gebrauchsgegenstand in das Inventar des Hauses übergegangen, aber natürlich aus diesem schon längst wieder verschwunden. Da der Knecht mit den Tieren des andern Tages um die Mittagszeit wieder eintreffen konnte, so wurde beschlossen, den Sonntagvormittag mit Nachgrabungen zu verbringen, und wirklich, in Zeit von ein paar Stunden hatten wir außer einer großen Menge von Scherben auch zwei völlig erhaltene Gefäße zu Tage gefördert. Das eine davon war eine Art Vase aus rotem Ton mit Ausbuchungen am Grunde, in welchen man die Nachahmung eines Blumenkelches vermuten kann. Das andere war eine Henkeltasse aus grauem Ton, äußerst dünn und von gefälliger Form. Später bot sich noch mehrfach Gelegenheit, solche Ausgrabungen zu machen oder von Puesteros gegen Geld oder Aspirintabletten einzutauschen. Vom Standpunkte des kartierenden Geologen interessierte mich besonders das Problem, von woher das Rohmaterial, der graue oder rote Ton, wohl stammen könnte, aus welchem die Gefäße von den Indianern gemacht worden sind. Niemand

in der ganzen Gegend konnte Aufschluß geben über das Vorkommen von Ton, weder von rotem, noch von grauem, und während der folgenden Monate hatte ich auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit, solchen zu beobachten; nichts als harter Fels oder Schutt, Schotter und Sand bedecken die Oberfläche. Am ehesten wäre noch ein solches Vorkommen in den mittleren Teilen der ausgedehnten Senken des Campo del Arenal oder des Campo de Belén (oder Andalgalá) zu erwarten, aber ein Kollege, der sie für topographische Aufnahmen durchkreuzt hatte, mußte nur von Dünen sand zu berichten, der Hunderte von Quadratkilometern bedeckt. Über sollte das Material aus den Kaolinlagern von Pomián stammen, etwa 100 Kilometer südlich von Andalgalá gelegen? Diese Substanz ist blendend weiß, und da ferner keine weißen, porzellanartigen Gegenstände aus indianischer Zeit bekannt sind, so könnte immer noch an Färbung des Rohmaterials gedacht werden, und wirklich habe ich von Herrn Dr. S. in Andalgalá erfahren können, daß in der Gegend von Belén Farbtöpfe mit roten und schwarzen Farben, aus derselben Zeit herstammend, aufgefunden wurden; deren Natur und Herkunft ist dagegen noch völlig unbekannt. Auffallend ist zum Beispiel auch, daß gerade in der gleichen Zone von Belén vorwiegend schwarze Graburnen und Gefäße gefunden werden, während

in anderen Teilen Catamarca's diese weit seltener sind oder ganz fehlen.

Eines Abends kamen wir nach den Kupferminen von Capillitas (2800 Meter). An einer fahlen Berglehne hebt sich der weiße Rholithstock, der Erzbringer, scharf von dem Hintergrund des rötlichgrauen Granitmassivs der Umgebung ab. Solide und behagliche Behausungen mit Walmdächern, heute meist unbewohnt und einige schon im Zerfall begriffen, liegen einzeln oder in Gruppen an den Abhängen verteilt. Auf den Minen wurde bei meinem Besuch eigentlich nicht gearbeitet, wenigstens nicht in dem Sinne, daß Erze gefördert wurden. Man beschäftigte eine geringe Anzahl von Arbeitern vielmehr damit, den Verlauf der einzelnen Gänge zu verfolgen und deren Erzgehalt festzustellen, sowie mit dem Problem, auf welche Weise die in früheren Jahren begangenen Fehler in der Art der Ausbeutung und Verwaltung wieder gut zu machen seien. Kupfererz ist, auch bei bescheidenen Ansätzen für die Berechnung, noch in genügender Menge vorhanden, auch ist der Silber- und Goldgehalt des geschmolzenen Rohkupfers recht beträchtlich, so daß an Hand der gesammelten Erfahrungen, unterstützt durch die Wahrscheinlichkeit des Fortbestehens hoher Kupferpreise, ein Wiederaufblühen der Capillitas-Minen nicht ausgeschlossen ist; die Vorarbeiten sind gegenwärtig in vollem Gange; Glück auf! (Fortsetzung folgt.)

Stimme der Einsamkeit.

Auf der Prairie weit, die wie Meer sich dehnt,
Wo der Himmel vergeblich die Wolken ersehnt,
Auf Bergen die Raft zu halten —
Wo das Gras verdorrt und der Boden zerbricht
Im niederglühenden Sonnenlicht,
Traf ich das Haus des Alten.

Die Mauern, die Firse ausgebrannt,
Wie eine Mumie es stand
In der Ebene unermessen.
Es ging kein Weg daran vorbei;
Die Ferne lag unendlich frei
Und das Haus unendlich vergessen.

Und ich stieg vom Pferde und pochte an.
Da fuhr mich das Pochen wie Frevel an
In der unerhörten Stille.
Aus einem eingefall'nem Tor
Trat greisenalt ein Wesen vor:
Gebein und Bart und Wille.

Und wie ich den Blick in den Einstedler sank,
Hielt er meine Augen und ohne Wank,
Mit fragender, weher Gebärde:
„Was suchst du hier?“ Und er grub in mich.
„Einsamer“, sprach ich, „ich suche dich
Und die letzte Stille der Erde.“

Da schlug es mit Hohn aus dem Wettersgesicht,
Und er trat aus der Hütte: „Die findest du nicht,
Kehr' um in der Städte Getriebe!“
Und er trug seinen Jammer mir hoch voraus,
Und er führte mich durch die Wüste hinaus:
„Zurück zu den Menschen — und liebe!“

Dann schwieg er tief. Seine Brauen umslog
Eine Wolke, die tausend Gewitter wog
Am Himmel der Einsamkeiten:
„Grab ist nicht Grab. Ruh' ist nicht Ruh'!
Das Herz schlägt ehernen Takt dazu...!“

Da begann ich ins Leben zu reisen.